

Seine Schwiegermutter.

Humoreske von H. A. Kubold's Fraunle.

Ich lag auf dem Sopha und las die Zeitung, um das Mittagessen besser zu verdauen zu können. Da erhielt ich ein Telegramm. Ein Telegramm ist bei mir was seltsames. Deshalb warf ich die Zeitung weg, brachte meinen Körper in vertikale Richtung und rief das Telegramm auf. Natürlich erwartete ich, die freudige Mitteilung zu lesen, daß mich irgend ein Vetter im sechzehnten Verwandtschaftsgrade, von dessen Existenz ich keine Ahnung gehabt habe, zum Universalerben einerncht habe. Aber nein, nach nicht einmal diese Freude gönnte mir das Schicksal. Da stand mit blauer Schrift: „Sei 4,34 auf dem Bahnhofe. Friz.“ Anna, dachte ich, wo kommt denn der her? Natürlich war ich halb fünf auf dem Bahnhofe. Friz kletterte aus einem Coupe heraus, schüttelte mir die Hand und rief: „Hier bin ich, alter Junge, komm ich bis morgen bei Dir bleiben?“ „Jawohl,“ antwortete ich, „übernachten kann ich Dich, aber —“

Friz schritt mir jedes weitere Wort mit dem Ausruf: „Warten wir bis zu Hause“, ab, und so gingen wir schweigend bis zu meiner nahe dem Bahnhofe gelegenen Wohnung. Dort angekommen, wartete er sich längelich auf das Sopha und rauchte. Ich setzte mich in den Lehnstuhl, zündete mir auch eine Cigarette an und wartete — auf seine Beichte. Denn das war mir klar, daß er nicht allein des Logierens halber hergekommen war, als vielmehr das Verlangen, sein Herz einem Freunde gegenüber erleichtern zu können. Und ich hatte mich in dieser Annahme nicht getäuscht. „Ach, Junge,“ fing er an, „dente Dir, sagt da vor vier Wochen meine Tante zu mir, ich müßte dich betrachten, denn ein junger Schriftsteller ohne Geld könne nie beruht werden. Und ich wollte doch beruhmt werden. Und auf ihren — meiner Tante nämlich — Tod zu warten, um dann plötzlich reich zu werden, sei doch zu langweilig für einen jungen lebenslustigen Menschen.“

„Jawohl,“ meine ich, „hast Du schon eine für mich?“ „Ja, mein Sohn,“ antwortete sie, „eine Jugendfreundin von mir, Frau Anna Schulze, weißt mit ihrer Tochter Luise in Frankenhäusen. Nimm sie in demselben Hause ein, und das andere wird sich schon machen, Du bist ja ein hübscher Kerl.“

„Tantchen,“ sage ich, „schmeichle nicht. Wissen sie von Deinem Plane?“ „Rein, ich wollte erst mit Dir sprechen.“ „Gut, sie brauchen auch nichts davon zu wissen. Laß mich nur nachsehen. Ich treffe sie an der Table d'hôte, beachte sie das erste, zweite, dritte Mal gar nicht — das macht Einen interessant — grüße sie am vierten Tage, laße am fünften Tage ein paar Worte über das Wetter fallen, begleite sie am sechsten Tage zur Kurpromenade, entdecke am siebenten Tage, daß meine Tante eine Freundin von Frau Schulze ist, und bin nach 14 Tagen glücklicher Bräutigam.“

„Schäfer,“ ruft meine Tante, „reife mit meinem Segen,“ und drückt mir ein paar blaue Scheine in die Hand. Ich ließ mir diesen Segen natürlich gefallen, da sie mir aber noch etwas ein, und ich fragte: „Noch eins, Tantchen, wie alt?“ „Siebzehn Jahre.“

„Donnerwetter, dann ist wohl die Schwiegermutter auch noch nicht alt?“ „Wenn sie meine Jugendfreundin ist!“ spricht meine Tante bitter.

„Ja, ich reife also siegesgewiß nach Frankenhäusen, fest entschlossen, als Bräutigam das Rad zu verlassen. Es kam anders, anders. O, ich bin blaumirt, unferblich blaumirt, ich bin unendlich für die menschliche Gesellschaft.“ Ich stand bedrückt auf, meine Verzweiflung war ungeheuerlich. „Hör, Friz, Du hast doch keine Dummbheiten gemacht.“

Er sprang wild auf und schleuderte die erloschene Cigarette von sich. „Nun sag, Du auch noch an. Mache ich mir nicht schon Vorwürfe genug? Jawohl, ich habe Dummbheiten gemacht, schreckliche Dummbheiten. Ich — ich habe meine zukünftige Schwiegermutter geküßt.“

„Aber Friz,“ sprach ich mit sanftem Vorwurf, „so was macht man doch nicht!“ „Und — und ich habe ihr eine Liebeserklärung gemacht.“ „Altmädchler!“ ich samt entsetzt auf den Stuhl.

Eine Weile herrschte Schweigen. Dann sagte ich: „Und was hat sie, Deine Schwie — Schwiegermutter?“ Sie schlug die Hände vor's Gesicht und lief weg. Da habe ich mein Köpfchen gepackt und bin ausgekniffen. Denn ich schämte mich, als ich ihr Entschuldigend sagte.

„Wie konntest Du aber auch so etwas thun?“ Friz stellte sich vor mich und schrie mich an: „Rudolph, lache mich aus, halte mich für derrückt, aber sagen muß ich's Dir: ich liebe Frau Anna. Jawohl, ich liebe sie. Da giebt's gar nichts zu lachen. Sie ist keine glänzende Schönheit, aber gewiß, klug, ja geistreich. Sie interessiert sich für Literatur, sie kennt alles, sie hat alles gelesen. Sie schwärmt für Kunst — oh, eine herrliche Frau — eine Frau

für einen Schriftsteller — eine Frau, wie ich sie brauche. Und dente Dir daneben ihre Tochter, ein Backfischchen, das Marli's Goldselbste liebt und nur an Roden und Stiden denkt. Scheint nach dem seligen Vater gerathen zu sein, der wahrscheinlich auch sein Licht war. Und dieses Backfischchen, das ja nicht häßlich ist, aber nur „Ja“ oder „Nein“ sagt, mit dem man keine Zusammenhängende Wörter sprechen kann, soll ich heirathen? Nein, das kann ich nicht, denn es odet mich an. Und Anna, die Herrliche, die Sühne... weiß der Himmel, wie es kam... ich hielt sie in den Armen, küßte sie und sammelte ihr von Liebe.“

„Vielleicht läßt sich noch alles ordnen, wenn Du ihr sagst, Du hättest sie nur als Schwiegermutter grüßen und um die Hand ihrer Tochter bitten wollen.“ „Junge, Du siehst wohl, so grüßt man doch keine Schwiegermutter.“ „Nein, Du denn nicht den „Vorwarder“?“

„Ja, aber was soll nun die alte Dame von Dir denken?“ Ich wußte zwar nicht, ob Frau Schulze schon alt sei — Friz hatte mir nur gesagt, sie sei eine Jungfrauenfreundin seiner Tante — ich wußte auch nicht, wie alt besagte Tante sei, aber 50 Jahre gab ich ihr gut und gerne.

„Mit,“ lachte er. „Ha, ha, ha. Mit? Weißt Du wie alt sie ist? 36 Jahre.“ Entzückt packte ich ihn am Arme. „Friz, dann wird noch alles gut. Wenn sie nicht älter ist, heirathest Du sie eben. Du bist 30 Jahre alt und eine Glage kriegst Du auch schon. Also daß Ihr zusammen, die sechs Jahre, die sie älter ist, sind kein Ehebündnis.“

„Meinst Du?“ fragte er zweifelnd. „Natürlich.“ „Aber sie verachtet mich, sie liebt doch we.“ „Weil sie haben wollte, Du solltest ihr nachsehen. Weil jedes Weib beim Anhören eines Liebesgeständnisses die Verschämte rausbeißt. Muß ich, der Provinziale, Dich, den Großstädter, in Liebes-Angelegenheiten unterrichten? Mensch, hundert Mal hast Du in Deinen Romanen Liebesgeständnisse sammelt lassen. „Hilf“ denn da „hm“ gleich um den Hals?“

„Du weißt doch, daß ich nur Romane schreibe, in denen sie sich nicht kriegen.“ „Na kurz und gut, wollte sie nichts von Dir wissen, so hätte sie es Dir kurz und kalt gesagt.“

Er umarmte mich. „Hurrah, Du hast Recht. Morgen fahre ich wieder nach Frankenhäusen und...“ „Ob, verschaffe Dir doch heute schon Gewißheit. Frage sofort telegraphisch an. Es ist sechs Uhr, heute Abend noch kommst Du Antwort haben. Begeistert fügte Friz an meinen Schreibtisch und legte die Dosephsche auf.“

„Frau Anna Schulze, Frankenhäusen. Darf ich Sie morgen nochmals in der bewussten Angelegenheit sprechen und auf freundlichen Empfang rechnen?“ Friz.

„Na, nun die Stunde, die auf die Abendung der Dosephsche folgte. Friz war wie von Sinnen. Einmal war er der glücklichste Mensch, dann nannte er sich den größten Eitel. Einmal wollte er Selt trinken und dann wieder in's Wasser springen.“

„Endlich traf die Antwort ein. „Kommen Sie morgen. Es erwartet Sie — Anna.“ „Anna!“ Er drückte das Papier an die Lippen. „Meine Anna. O, Du süßes Weib! Morgen früh mit dem ersten Zuge fahre ich nach Frankenhäusen und küsse mir das Jawort von ihren Lippen. Rudolph, nun trinken wir aber Selt. Und weißt Du, mein Schwiegersohn muß Du werden, ja, mein Schwiegersohn. Ich weiß, Du schwärmt für hausbadene Frauen!“

„Ich lachte. Selt wollen wir trinken. Und mit dem Schwiegersohn... na, das wollen wir uns überlegen.“ „Ich brauchte nicht viel Zeit zum Überlegen. Schon beim zweiten Glase erklärte ich ihm, eine junge Schwiegermutter zu haben, das wäre schon schlimm, aber auch einen jungen Schwiegerwater dazu, das wäre nicht zum Ertragen. Deshalb dankte ich.“

Seltfame Folge einer Modellaune.

Kaiser Paul der Erste von Rußland, ein Sohn der großen Katharina, der von 1796 bis 1801 regierte, war ein sehr launenhafter und eigenwilliger Herrscher. Er hatte mehrere sehr schöne Paläste. Aber sie gefielen ihm doch nicht, und so wollte er sich denn ein neues Schloß — den Michailowpalast — so recht nach seiner eigenen Laune bauen lassen, und zwar an jener Stelle des Fontanalskanals, wo schon vordem ein von Peter dem Großen 1711 erbauter hölzerner Sommerpalast gestanden hatte, der aber längst verkauft war, denn die Gegend ist die ungesundeste und feuchteste in ganz St. Petersburg. Der geschickte Architekt Brenna mußte nach den Ideen und auch nach eigenhändigen Zeichnungen des Monarchen einen Plan entwerfen. Er gestattete sich allerdings einige Einwendungen gegen den unpassenden Platz und schlug eine andere, besser geeignete Gegend, sowie auch eine zweckmäßigere Art des Baues vor. Aber Paul sagte: „So soll es sein, wie ich es haben will, und nicht, wie Sie sich die Sache denken!“ Damit mußte Brenna zufrieden sein.

Auf einem tief eingetrunnen Pfahle ruhte von ungeheuren Baumstämmen — ein solcher war des morsigen Grund-

des wegen nötig — sollten die Keller gewölbe und das Erdgeschloß von Granitquadern errichtet werden, darauf dann die Mauern theils von gebrannten Ziegeln, theils von Marmor. „Sol!“ sagte Paul. „Ganz genau nach diesem Farbenmuster.“

„Und er reichte ihm einen grellrothen Damenhandschuh, den er vom nächsten Tische nahm.“ „Sehr wohl!“ murmelte der erstaunte Architekt. „Ein Glück ist wenigstens, daß der Handschuh nicht himmelblau, grasgrün oder pfeilschwarz ist,“ dachte er bei sich.

Es war der Handschuh einer Großfürstin, und es hatte damit folgende Bemerkung. Damals war beim französischen Theater in St. Petersburg eine sehr talentvolle Schauspielerin engagirt, Madame Chevalier aus Lyon, welche durch ihre außerordentliche Schönheit und Anmuth, sowie durch ihre trefflichen Kunstleistungen alle Welt bezauberte, besonders auch die kaiserliche Familie. Sie gab den Modeton an in der russischen Hauptstadt, so sonderbar ihre Launen auch zuweilen sein mochten. Einmal erschien sie mit grellrothen Handschuhen. Die Folge war, daß alle vornehmen Damen, auch die Großfürstinnen, sich sofort ganz ähnliche knallrothe Handschuhe aufschafften.

Eigentlich war also Madame Chevalier's Laune die Veranlassung, daß der neue gigantische Michailow'sche Palast ein so seltsames knallrothes Aussehen erhielt. Der kostspielige Bau, welcher viele, viele Millionen Rubel verschlang, wurde mit größter Eile betrieben, und in wenigen Jahren fertiggestellt. Die innere Ausstattung war äußerst prächtig. Italiensche, deutsche und russische Maler schmückten die Säle, Gallerien und Zimmer mit herrlichen Deckengemälden und Wandmalereien, die aber in Folge der unüberwindlichen Feuchtigkeit größtentheils bald wieder verdarben.

Viele loyale Bürger in St. Petersburg beeilten sich, ihre Häuser nun auch nach der herrschenden Mode knallroth anstreichen zu lassen, in der Absicht, dadurch dem Kaiser ein Vergnügen zu bereiten, und sie erreichten auch wirklich ihren Zweck, denn Paul sprach sich sehr lobend darüber aus und wollte von der Befolgung vernünftiger Leute nichts hören, daß vielleicht Oefen, welche durch die Straßen getrieben werden, bei dem Anblick der vielen grellrothen Häuser gar leicht toll und wüthend werden könnten. So wäre denn wahrscheinlich mit der Zeit ganz St. Petersburg knallroth geworden, wenn nicht des Kaisers Tod dieser Manie ein plötzliches Ende bereitet hätte.

Darnach ließen die St. Petersburg'schen Bürger ihre Häuser wieder grau, gelblich, bräunlich oder weiß anstreichen, zum großen Wohlgefallen der Malermeister und Farbenhändler, welche bereits alle ihre Vorräthe von Zinnober und Mennigröth ausverkauft hatten.

Was wir berichtet haben, ist thatsächlich, so sonderbar es manchem Leser vielleicht erscheinen mag. Der Lustspieldichter August v. Kopeck giebt darüber eine zuverlässige Notiz im zweiten Bande seines Werkes: „Das merkwürdigste Jahr meines Lebens“ (Berlin 1802). Nachdem er bei dem launenhaften Kaiser in Lagnade gefallen und mit größter Geschwindigkeit nach Sibirien transportirt worden war, wurde er bald darauf mit noch größerer Geschwindigkeit wieder nach St. Petersburg zurückgebracht, um mit Huld und Gnade, Ehren und Würden, Geld und Gütern überhäuft zu werden. Paul beauftragte ihn allernächst, eine ausführliche Beschreibung des neuen Michailow'schen Palastes zu verfassen, welcher interessanten Aufgabe er sich mit lobenswerthem Eifer unterzog. Also hatte er die beste Gelegenheit, den knallrothen Palast und auch dessen Baugeschichte gründlich kennen zu lernen.

Paganini's Persönlichkeit.

In seinen Erinnerungen an Paganini giebt der in Baden-Baden lebende greise Pianist und Tonbildner Jacques Rosenbain unter Anderem eine höchst anschauliche Schilderung des Gindrucks, den das am 15. August 1834 in Frankfurt stattgefundene erste Auftreten dieses unübertroffenen Meisters auf ihn gemacht hat. Er schreibt:

„Ich glaube nicht, daß man je im Stande sein wird, in mechanischer Hinsicht diesen Mann zu übertreffen. Ich kann Euch nicht beschreiben, welchen Eindruck sein Spiel auf mich gemacht hat. Ich zitterte am ganzen Körper, als fände ich vor einem Despoten, ich war erstarrt vor Erstaunen, weinte, lachte, kurz, war ganz außer mir. Manchmal brach mir der Schweiß aus, wenn ich die unglücklichen Schwierigkeiten mit der größten Leichtigkeit vorgetragen hörte. Decimensläufe von oben herab, Zergespaltungen in der erstarrlichsten Höhe, Staccato — und wach ich Staccato! Ein anderer Violinist kann nicht schneller und nicht deutlicher gefühlvolle Noten spielen, als er die Staccato! Flageolett-Doppelgriffe (was die Violinisten nicht begreifen können, weil er sie herausbringt), auch ganze Passagen in Flageolett-Variationen, in denen immer eine Note mit dem Bogen und die andere pizzicato gespielt wird, und dies alles mit der größten Schmelzigkeit. Dann spielte er Variationen ohne Begleitung, in denen er sich selbst begleitete, so daß man glaubte, eine Violine und eine Guitarre zugleich zu hören. Sein Aussehen ist schrecklich.“

Denkt Euch einen hageren Mann mit eingefallenem Gesicht, herausschwebenden Backenknochen, tiefhängenden, starren Augen, kaltem, langem Bart, der bis unter das Kinn reicht, kleinem Knebelbart, Finger wie ein Gerippe, lange, herabhängende schwarze Haare, und ihr habt Paganini! Er sieht gerade aus, als käme er aus dem Grabe! Alle Kenner und Laien, das ganze Publikum, waren von seinem Spiele entzückt, begeistert: das Maß war übertollt. Zuerst wurde die Ouvertüre aus Gurtanthe gespielt, als diese beendet, trat eine lange Pause ein: Ihr könnt Euch denken, daß das Publikum in der höchsten Spannung sich befand, besonders, da schon die Mäxter, die ihm in der Probe gehört, ungläubliches von ihm erzählt hatten! Endlich rollte die Gardine auf, Paganini trat heraus und wurde mit dem Getöse der Pauken und ungeheuren Applausdifferenzen empfangen! Er spielte ein großes Allegro eigener Composition, und wie auch alles folgende, auswendig. Nach dem ersten Solo fürchtbarer Värm, allein, sobald er wieder spielte, lautlose Stille. So war es immer dasselbe; als er abging, mußte er wieder heraus, so ungeheuer war das Applaudiren.

Die Kleidung der alten Deutschen.

Ueber die Kleidung der alten Deutschen bis gegen die Zeit Karls des Großen hielt Prof. Heime im Göttinger anthropologisch-naturwissenschaftlichen Verein einen sehr interessanten Vortrag. Er warnte davor, den Berichten der alten Schriftsteller, die über die Deutschen mehr oder weniger tendenziöse, durchweg aber sehr mangelhafte Darstellungen gegeben hätten, zu viel Gewicht beizulegen. Besser sei es, den Wegen zu folgen, die die Sprache vorzeichne und die in der Natur der Sache begründet seien, und die Schriftstellerbemerkungen in das so gewonnene Bild einzufügen. Irrthümlich stelle man sich die Deutschen als halbnaude Wilde vor. Die Webekunst und Spinnfertigkeit sei, wie die Sprache zeige, sehr alt und gemeingermanisch. Auch habe dazu das rauhe Klima besonders in Norddeutschland gezwungen, das noch zur Zeit des Heilanddichters und Tyrriods so rauh, unwirtlich und waldbedeckt war. In solchem Klima war Vollbekleidung geboten und ohne Zweifel auch vorhanden. Sie bestand bei den Männern in einem badelochfähigen Gewandstück, dem „Bruch“ (lat. „Bracca“) und einem langen Rock aus Wolle, der wie ein Rittel über den Kopf gezogen wurde. Er war mit einem Gürtel gebunden, ärmellos und so lang, daß er die Bewegung nicht hinderte.

Alle in den schleswig'schen Mooren gefundenen Gewandstücke, sowie die Bildwerke auf der Trajans- und Antonius-säule beweisen das hinreichend. Die Frauen trugen bloß diesen Rock ohne die „Bruch“. Beide Geschlechter trugen außerdem den Mantel, dessen Name lateinisch ist; der altgermanische Name war „Dahul“, wie er noch im Halebrennd, d. h. dem Mantelträger, dem alten Namen für Wodan, enthalten ist. Fröh trugen die Männer auch schon Hosen, und zwar die humpelförmigen beiden Beinlinge, die dann erst ein genialer Schneider mit dem Bruch verbunden und so die Hufe bestellte, wie wir sie kennen. Die Hosen geben bei den Cauden und Marcomannen, wie uns die Bildwerke darstellen, bis auf die Füße. Die Westgermanen trugen noch lange die Beine frei und umwickelten sie in der Herowingerei mit Leinwandstreifen und Riemen, die schon geschlungen ein hübsches Ansehen boten. Zum Befestigen der Kleider dienten Spangen. Die Hüfte trug der Germane anfangs bloß, doch kamen schon früh auch Schube vor, so namentlich der aus einem Stück bestehende Bundschuh, der über dem Fuß zusammengeknüpft wurde. Das Haupt war unbedeckt. Die Wölfs- und Stierhelme sind Trachten in der Schlacht, nicht im Frieden. Ueber diese hier kurz ange deuteten Dinge verbreitete sich der gelehrte Redner ausführlich und gab dazu schöne sprachliche Erklärungen.

Papa Wrangel.

Soldat von ganzem Herzen, betheiligte sich Feldmarschall Wrangel, wie bekannt, als er 1866 kein Commando erhalten konnte, als Freiwilliger in seinem Kaiserlichem Regiment am Kriege. Der König hatte ihm das gestattet, und so fuhr denn der alte Herr den vor dem Feldherrn stehenden Truppen nach. Wrangel wollte zwar in Feindesland hineinreiten, besieg aber auf dringendes Bitten seines Adjutanten den Wagen.

„Na, jut, ich will's thun, auf Dein Bitten, aber Du reißt, Du reißt!“ Nun allein im Wagen, begann Wrangel denselben zu untersuchen und fand dabei allerlei Gutes, wie es jüngere Offiziere gern haben. Da waren Konferenzen, Weine, Zigarren u. s. w. Er warf sie der Reide nach aus dem Wagen!

Nun kam der Abend, Schmalbans war Küchenmeister und die jedem Soldaten gelieferte Feldportion machte den Reichthum der Tafel aus. Schmalbans meinte Wrangel: „Schon's Leben, das Soldatenleben, so einfach, so gesund!“ Nach der Mahlzeit forderte er seinen Adjutanten auf, zu rauchen. „Ich habe keine Zigarren,“ antwortete dieser.

„Na, denn werde ich Dich welche holen!“ Stand auf und ging in den Stall zum Puffchen des Adjutanten, den er in den Worten: „Gleich giebt

Du die Zigarren, die Du Deinem Herrn gemopft hast!“ in nicht geringen Schreden verlegte und zur Herausgabe veranlaßte. Mit der Peute ergriffte er dann den rechtmäßigen Eigentümer.

„Einer der besten Theaterdirektoren.“

die ich jemals kannte,“ so erzählt Branden Thomas, der Verfasser von Charles Tante,“ war sicherlich Mr. Forest. Eines Tages wurde gevorbt. Einer der Statisten hatte auf die Bühne zu sitzen und zu rufen: „In den Waffen, zu den Waffen! Der Feind ist uns auf den Fersen!“ „Lieber Freund,“ sagte Mr. Forest, „das klingt wie ein Waschbapen. Das müssen Sie so sagen!“ — und nun rief er die Worte mit seiner weithin schallenden Stimme. „Herr,“ sagte aber der Statist, „wenn ich das so sagen könnte wie Sie, würde ich mich nicht mit 15 Mark wöchentlich durchhauen.“ „So,“ sagte Forest, „fünfzehn Mark haben Sie? Na, wissen Sie was, spielen Sie ihre Rolle gleich mal für 20 Mark die Woche. Der glückliche Statist fügte hinaus und mit dem Rufe: „In den Waffen, zu den Waffen!“ wieder herein. „Viel besser! Na, und nun einmal für 25 Mark wöchentlich!“ Dem Statisten schwindelte förmlich: „In den Waffen, zu den Waffen!“ rief er, daß es nur so schmetterte. „Famos,“ meinte Forest, „für 25 Mark sogar etwas zwiefel, Sie sollen von heute ab 30 Mark haben.“ — „Wo ist der Diogenes,“ sagte Branden Thomas hinzu, „der heututage auch mit der Laterne solche Direktoren findet!“

Das Stubenmädchen des Marschalls.

In der vor Kurzem veröffentlichten Biographie Garroberts von L. Martin wird folgende Anekdote erzählt: Martin wurde der Kaiser mit seinem Sohne zu einer großen Truppenschau im Lager von Chalons erwartet, und Garrobert hielt es für geboten, alle dort verammelten Truppen vor der Ankunft des obersten Kriegsherrn persönlich genau zu befechtigen. Dabei fiel ihm ein Soldat auf, der nicht gerade allzu große Sorgfalt auf seine Uniform verwendet hatte. Nientlich entrüstet sagte der Marschall zu ihm: „Ich werde Dir mein Stubenmädchen schiden, damit sie Dich ordentlich anzieht.“ — Nicht nöthig, Herr Marschall,“ entgegnete der Soldat, „die besuche ich alle Abend.“ Darauf im Gefolge Garroberts ein Ausbruch allgemeiner Heiterkeit, in die er schließlich selbst einstimmt.

Rekrut Petrovitz.

„Himmel, Donner und Doria, Mensch, Petrovitz, Kerl, wie sehen Sie aus. Sie haben sich ja wieder nicht gewaschen!“ Mit diesen ungesümmen Worten schrie Sergeant Knödelmeyer den Rekruten Petrovitz an, als er eines Morgens die Kasernenstraße betrat. Der arme Rekrut, ein Pole und früherer Knecht, gerieth ob dieses Vorwurfs in nicht geringe Aufregung, setzte sich in die vorchristumäßige Haltung und verfluchte es wenigstens und sah seinen ausbildenden Sergeanten überdruht mit seinen wasserhellen Augen an, daß dieser in seiner Ernte fortfuhr: „Nu heßen Sie da, wie ein aus dem Rest gefallener Affe. Haubdud haben Sie es hinter den Ohren zu fügen!“

„Jawull, Herr Sergeant. Hab' ich mich aber gewaschen, sogar mit Wasser.“ Immer Geldschätzmann. Sonntagssänger (zu einem Treiber, den er wiederholt angeschossen): „Bier Thaler Schmerzensgeld wollen Sie wieder haben? ... Ich glaub' Sie könnten mer jetzt schon machen einen En gross Preis!“

Ein galanter Räuber.

Räuber (zwei Damen überfallend): „Meine Damen, bitte, geben Sie mir gefälligst Ihre Werthschaften! Ich werde Sie dann zum Schutze aus dem Wald geleiten — es ist Sie hier nämlich etwas unsicher!“

Verblümt.

Maler (im Atelier): „Warum bliden Sie denn Ihr Bild so nachdenklich an?“ „Besetler: „Ich überlege mir nur, wie ich es wohl anstellen muß, um demselben möglichst ähnlich zu werden!“

Aus Erfahrung.

„Heirathen willst du? Weißt du, daß eine Frau viel Geld kostet?“ „Lieber Papa, keine Frau kostet noch mehr!“

Immer Bankier.

In einer Stadt ist eine Wasserfatastrophe eingetreten. Ein Herr vom Hüfssomite kommt zu einem Bankier und fragt ihn, ob er nicht ein paar Obdachlose nehmen will. „Obdachlose?“ fragt der Bankier. „Was kostet eines?“

Wahrscheinlich nicht.

Suschen: „Nicht wahr, Tantchen, Du bist eine alte Jungfer?“ Tante Emma (zögernd): „Gewiß, Suschen! Aber es ist nicht schön, eine solche Frage zu stellen.“ Suschen: „Ach sei nur nicht böse, Tantchen — ich weiß ja, daß es nicht Deine Schuld ist.“

Es wäre viel besser, wenn weniger Mädchen zur Hochschule gingen.

Es wäre viel besser, wenn weniger Mädchen zur Hochschule gingen.

Schmeidelhaft.

Hausknecht: „Soll ich den Herrn morgen früh wecken?“ Herr: „Nein, ich danke Ihnen, mein Vater. Zur Stunde, wann ich abreißen will, erwache ich jedesmal rechtzeitig von selbst!“

Hausknecht (bewundernd): „Jehos, was wären Euer Gnaden für a prächtiger Hausknecht worden!“

Was ist das Leben ohne Liebesglanz? Richter: „Madame, Ihr Gatte klagt Sie des Angriffs an. Ist die Anklage begründet?“ Frau: „Ja; ich stelle ihm die Frage, ob er jemals aufgehört werde, mich zu lieben, und er bejaht mich mit seiner Antwort so lange, daß ich ungeduldig wurde und ihn mit dem Schrapper in's Gesicht schlug. Ich bin nur eine schwache Frau und (in Thränen ausbrechend und schluchzend) welchen Werth hat ein Leben ohne Liebe?“

In der Hitze.

Herr Meber,“ sagte der Chef zornig zum Commis, „nun haben Sie die Fakturen, die ich Ihnen auftrag, wieder nicht geschickt!“ „So was besorge ich immer gleich, wenn ich mich auf meinen Dufelkopf nicht verlassen kann!“

Schnell fertig.

„Rein Scherz, Fräulein Irma; aus Liebe zu mir sind bereits zwei Mädchen wahnsinnig geworden — und Sie sollten mich wirklich nicht lieben können?“ „Nein, Herr Lieutenant!“ — Also schon drittes wahnsinniges Mädchen!“

Lehtes Mittel.

Unteroffizier (zu einem Soldaten, der vom Pferd gestürzt ist und trotz aller Zurufe nicht wieder zu sich kommen will): „He, Müller, stehen sie doch endlich auf... es bläßt zum Mittagessen!“

Unsere Dienstmädchen.

Hausfrau (die ein Mädchen engagiren will): „Wie lange waren sie in Ihrer letzten Stelle?“ Dienstmädchen (verlegen): „In meiner letzten Stelle? Ja, da war ich noch gar nicht eingetreten, Madam!“

Falsch aufgesetzt.

Richter: „Schämen Sie sich nicht, Huber? Sie sitzen schon das achte Mal auf der Anklagebank.“ Huber: „Na, was kann ich dafür, wenn mir die Polizei immer uf de Pelle sitzt!“

Schnell parirt.

Dame: „Wie kommen Sie denn bei Ihren Jahren auf den Gedanken, mich heirathen zu wollen?“ Herr: „Ja, du lieber Himmel, wie einem halt eben manchmal so unterhockt ein närrischer Einfall kommt.“

Vorsichtig.

Zuwesler: „Sie wünschen in den Ring also die Worte „Erwin seiner lieben Olga“ grabirt zu haben?“ Gigerl: „Ganz recht, doch lassen Sie den Namen Olga nicht zu tief einschneiden!“

Barzahlung.

Schneider: „Wenn Sie den Anzug auf Abkloßzahlung haben wollen, zahlen Sie zwanzig Mark an, und den Rest in monatlichen Raten.“ Student: „Wenn ich ihn aber gegen Baar laufe... muß ich da auch etwas anzahlen?“

Spühubenaude.

Erster Gauner (auf einen Herrn zeigend): „Du, Ede, verhaueu wir mal den Kerl da!“ Zweiter Gauner: „Warum denn?“ Erster Gauner: „Der fabrigirt nämlich diebesichere Geldschranke.“

Der Porzellan im Atelier.

„Was kostet's, wenn Sie mir für meine Abnegallerie einen Negroskater malen?“ „500 Mark!“ „Na, was fällt Ihnen denn ein? Für 200 Mark krieg ich schon den schönsten Urnegroskater!“

Begreiflich.

Studiosus (vor dem Portrait seines Onkels): „Was, dieser heitere, joviale Mann soll mein Onkel sein? Da ist doch keine Spur von Hehllichkeit!“